

Rückblicke

Französische Literatur in deutscher Übersetzung

Thomas Laux*



Nicht nur aktuelle französische Romane suchen deutsche Verleger für ihre Produktion. Auch ältere Werke von (verstorbenen) französischen Autoren stehen auf deren Verlagsprogrammen. Drei Beispiele einer (Wieder-)Entdeckung.

Regards sur le passé

Trois ouvrages récents parus en allemand permettent de mieux connaître (ou même de découvrir) trois auteurs de la littérature française :

Romain Rolland (1866-1944) ; René Char (1907-1988) ; ainsi que le sculpteur et écrivain d'origine russe, Michel Matveev (1892-1969). Réd.

Romain Rolland, *Über den Gräben. Aus den Tagebüchern 1914-1919*. Mit einem Nachwort von Julia Encke. C.H. Beck, München, 2015, 175 Seiten.

Dass der überzeugte Pazifist Romain Rolland zu Anfang des Ersten Weltkriegs nicht in das schrille Hurra-Geschrei auch so manch eines Intellektuellen oder Künstlers mit einfiel (wie es etwa bei Apollinaire der Fall war, bei Musil oder auch bei Thomas Mann, der Rolland in späteren Kriegstagen sogar als „schlimmsten Feind Deutschlands“ bezeichnete), versteht sich fast von selbst. Der Ausbruch des Krieges ereilte den seinerzeit 48-Jährigen bei einem Aufenthalt in der Schweiz, Rolland entschied sich kurzerhand, das Land erst gar nicht wieder zu verlassen, tat dies aber nicht, um sich irgendeiner Verantwortung zu entziehen, sondern vielmehr, um dem Internationalen Roten Kreuz seine Hilfe anzudienen. Ein knappes Jahr arbeitete er in der sogenannten Kriegsgefangenenauskunftstelle in Genf und beantwortete von dort aus vor allem Suchanfragen bezüglich gefallener oder verschollener Soldaten.

Von Anfang der Aufzeichnungen an wird deutlich: Rolland ist auf das Schwerste erschüttert, er erkennt sich in seiner Ohnmacht, „dem Bankrott der Zivilisation beizuwohnen“ und erspät „die

größte Katastrophe der Geschichte seit Jahrhunderten“. Unterschwellig ahnt er die ganze Vergeblichkeit seines Lebenswerks. Seine pazifistische Grundhaltung, die zu relativieren zu keinem Zeitpunkt er auch nur ansatzweise bereit ist, beschert ihm vor allem von Frankreich her abgrundtiefe Ablehnung, ja Hass, er erhält Schmähbriefe, die Buchhandlungen boykottieren sein berühmtes Werk (*Jean Christophe*); es gibt gar Morddrohungen. Der damalige Zeitgeist positioniert sich komplett gegen ihn.

Allerdings besitzt er Freunde im Geiste, etwa Stefan Zweig, der zu Besuch kommt, auch Hermann Hesse, dessen Attacken auf die kriegslüsternden oder befürwortenden Schriftstellerkollegen wiederum Rolland zum Anlass nimmt, sich mit ihm, Hesse, solidarisch zu erklären. Zu Rolland gelangt der Elsässer René Schickele, der eine Niederlage Deutschlands von Herzen herbeisehnt, und in dieser Weise gibt es weitere intellektuell inspirierte Kontakte. 1916 erhält Rolland rückwirkend für 1915 den Nobelpreis für Literatur; sogleich beschließt er, das Preisgeld Hilfswerken zukommen zu lassen. Zu



* Dr. Thomas Laux ist Literaturkritiker und Übersetzer.

keinem Zeitpunkt macht er sich anheischig, sich einer anderen Sache als dem Ideal einer allumfassenden Humanität zu verschreiben.

So untermauert sein fester Wille, keiner der kriegsführenden Parteien auch nur ein Gran an Zustimmung oder gar Sympathie entgegenzubringen, die Aufzeichnungen dieser Zeit; sein Standpunkt ist unverrückbar. Rolland nimmt kein Blatt vor den Mund, geißelt die kriegsführenden Parteien sämtlicher Couleur, ist sowohl von Deutschland als auch von Frankreich oder England enttäuscht, ja regelrecht angewidert. Die Nachrichten über die nicht enden wollenden Gräueltaten auf der einen oder anderen Seite widersprechen fundamental seinem ehemals proeuropäischen Engagement: „*Europa hat die Bankrott-*

erklärung seiner Würde abgegeben, nennt mich nicht mehr Europäer!“ Wenn er sich mitunter scheinbar auf Nebenschauplätze des Krieges konzentriert, geschieht es nur, um den eigenen Blick zu schärfen: Vermutlich als Einziger in jener Zeit weist er vehement auf die Ausbeutung von Frauen in der Waffenindustrie hin.

Der vorliegenden Edition liegt die dreibändige deutsche Ausgabe von 1963 zu Grunde, sie erscheint hier deutlich gekürzt; auch auf die Nennung der damaligen Übersetzerin (Cornelia Lehmann) wurde bei den bibliographischen Angaben verzichtet. Doch selbst in dieser „abgespeckten“ Version lesen sich Rollands Notizen mit Gewinn, etwas Überzeitliches bleibt ihnen grundsätzlich eingeschrieben.

René Char, *Suche nach Grund und Gipfel. Über den Maquis, Malerei, Dichtung und Philosophie.* Aus dem Französischen und mit einem Glossar von Manfred Bauschulte. Klever, Wien, 2015, 216 Seiten.

An René Char (1907–1988), diesem markanten provenzalischen Urgestein, hat sich seit einer gefühlten Ewigkeit kein deutschsprachiger Verlag mehr so recht herangetraut. Vor Jahrzehnten, vor allem aufgrund der legendären Übersetzungen bzw. Nachdichtungen Paul Celans oder Peter Handkes, war er einem kleineren Publikum immerhin mal ein Stück weit vertrauter gemacht worden. Ein Band eröffnet nun die Möglichkeit, sich diesem Mann erneut anzunähern – wenn auch auf den ersten Blick eher über eine Sammlung von Marginalien. Aber selbst hier wird rasch deutlich: auch in (vermeintlich) literarischen Randgebieten zeigt sich Char in seiner ganzen dichterischen Dimension, stringent und konzentriert.

Die Aufzeichnungen bedienen verschiedene Genres und Untergenres, Aphorismen wechseln mit Glossen, Briefe oder politische Statements wechseln mit Erinnerungen an jung verstorbene Freunde und Dichterkollegen. Auch Einflüsse werden deutlich, Chars große Vorbilder reichen von Hölderlin über Pierre Reverdy zu Antonin Artaud und Arthur Rimbaud. Abseits landläufiger Berühmtheiten erwähnt Char mehrfach einen jungen Poeten, Roger Bernard, der sich wie Char

im Vercors-Gebirge früh den Widerständlern, den *maquisards*, angeschlossen hatte, und dies, bevor sich die *Résistance* noch überhaupt gebildet hatte. 1944 wurde er, gerade mal 23-jährig, auf offener Straße von der SS fusiliert, eine Szene, die Char bereits in seiner Sammlung *Feuillets d'Hypnos* (deutsch: *Hypnos – Aufzeichnungen aus dem Maquis 1943–1944*) beschrieben hatte. Er hatte der grausamen Szene aus kurzer Distanz beiwohnen müssen.

Als engagierter Poet weist Char schon zu Anfang der 1940er-Jahre auf die Nachkriegszeit hin, orakelt, dass einst die freigesprochenen Würden, die „auf der Seite des Verbrechens standen“, die französischen Kollaborateure im besonderen, die „fröhlich nach der Pfeife der Folterknechte“ tanzten. Chars Bilanz dieser Zeit wirkt bereits ernüchtert: für Humor, erklärt er in einem Brief an einen Freund, sei kein Platz mehr in dieser Welt.

Und das eigene Werk? Gegenüber André Breton lässt sich Char 1949 in dem Versuch einer poetologischen Standortbestimmung erkennen, berichtet von Schwierigkeiten, sich überhaupt mit der Wirklichkeit, dem alltäglichen Leben, abzufinden. Konsequenterweise redet er dem Rückzug



ins eigene Ich das Wort: „*Ich bin mir noch gegenwärtig in der Liebe, im Ungehorsam und unter dem großen Dach der Erinnerung.*“ Dieses eskapistische Muster ist letztlich Teil seiner Biografie: Der Eremit aus Isle-sur-la-Sorgue im Departement Vaucluse versperrte sich, wo es ging, den modernen Verlockungen, besaß kein Telefon, kein Auto, keinen Fernseher, überantwortete sich lieber seiner selbst gesuchten und eisern gepflegten Einsamkeit.

Michel Matveev, *Das Viertel der Maler* (Originaltitel: *La cité des peintres*, 1947). Aus dem Französischen und mit einem Nachwort von Rudolf von Bitter. Weidle, Bonn, 2016, 227 Seiten.

Es ist keine Glamourwelt, die Michel Matveev (1892–1969) präsentiert, es entsteht auch kein Flair von ungebundener Bohème – wohin man sieht, es ist eigentlich nur Tristesse auszumachen. In der Pariser Cité Germain-Dubois wohnen bzw. hausen sie: die Maler und Bildhauer, sie werden einmal recht krude, ja schon ein wenig despektierlich als „*die Gescheiterten*“ bezeichnet. Ein guter Engel zeigt sich dort in Gestalt von *Mademoiselle* Gigou: sie versorgt die Künstlertruppe mit Suppe, wäscht ihre Sachen. Es sind die frühen 1930er-Jahre, Matveev (ein Pseudonym, hinter dem sich der Maler und Bildhauer Joseph Constant bzw. Constantinovsky verbirgt) beschreibt eine Welt, in der es eigentlich ums nackte Überleben geht, Hunger ist ein ständiger Begleiter. Gewiss, man produziert, man malt, aber man bekommt die Bilder nur selten verkauft, die Kunstgalerien sind wählerisch. An einer Stelle heißt es: „*Vierzigtausend Maler in Paris. Wer braucht diese Masse an Faulenzern, Trinkern, Träumern, Verrückten, Schnorrern?*“ Der in Jaffa geborene, 1923 über viele Zwischenstationen (u. a. Odessa, Kiew, Moskau) nach Paris gelangende Michel Matveev (1892–1969) hat hier einen Text auf erkennbar autobiographischer Grundlage vorgelegt, dem freilich etwas Romanhaftes und im Besonderen auch ein Sound der Vergeblichkeit innewohnt, der an frühe Texte Emmanuel Boves erinnert. Die Misere ist also Programm. Doch dann passiert unversehens etwas, das das Blatt zum Besseren zu wenden

Die Aufzeichnungen reflektieren den weit gefächerten Kosmos dieses genialen Eigenbrötlers, zeigen seine Vorlieben und Abneigungen, belegen seine Freundschaften (etwa zu Camus) ebenso wie seine Nöte. Von außerordentlichem Nutzen ist Manfred Bauschultes Glossar mit weiter führenden, alphabetisch angelegten Informationen; nur so lassen sich die einzelnen Orte und die zahlreichen, hierzulande wohl kaum mehr bekannten Namen mit René Char schlüssig in Verbindung bringen.



scheint: ein Mäzen erkennt das Talent des Erzählers und überreicht ihm großzügig einen Scheck. Als Gegenleistung muss der Maler aufs Land, in die Normandie, um für seinen Gönner bukolische bzw. naturalistische Szenen einzufangen. Womit er dort allerdings über Monate hinweg konfrontiert sein wird, ist ein Konglomerat aus kafkaesken, fast surrealen Zusammenkünften und Begebenheiten. Die Widrigkeiten hören nicht auf. Die Kälte macht ihm zu schaffen, seine Füße muss er sich an einer Kerze wärmen, sein Gesundheitszustand verschlechtert sich, seine ihm nicht gerade treu ergebene Pariser Freundin Françoise bittet ihn ein ums andere Mal um Geld. Trotz aller Enttäuschung kommt er von ihr nicht los: „*Ich werde warten, bis Françoise noch älter ist, bis sie so aussieht, dass sie niemand mehr will, dann kann sie zu mir zurückkommen.*“ Ja, das sind traurige Erwägungen ganz à la Bove.

Die Stimmungen zwischen Isolation und Resignation fängt Matveev sehr subtil ein, er liefert einen beinahe phänomenologischen Einblick in das Innenleben eines Künstlers – dem im Übrigen Neid und ähnliche Befindlichkeiten nicht fremd sind: „*In diesem Milieu von Eifersucht und Missgunst merkt man, dass der Erfolg eines Kollegen niemandem Freude macht, er verdirbt die Stimmung.*“ Trotz Rückschläge geht er davon aus, dass er fortan nicht mehr zu verhungern droht. Das Schlimmste scheint mithin überstanden, so viel Tröstliches muss sein am Ende.